

Johann Holzner

Dialoge und Kontroversen mit der Moderne: Gedichte von Erika Mitterer

Das umfangreiche lyrische Werk von Erika Mitterer enthält eine Reihe von Gedichten, die andere Gedichte, sei es im Wortlaut, sei es in verwandelter Form, zitieren oder auch, darüber hinaus, kritisch beleuchten. Unter diesen letzteren, den Metatexten gibt es einige wenige, deren sarkastischer Unterton ganz und gar unübersehbar ist; in diesen Gedichten aber ist nicht von Gedichten anderer Autorinnen oder Autoren die Rede, sondern von den Gedichten der Erika Mitterer selbst.

Ein schönes, ein besonders bemerkenswertes Beispiel für diese Gedicht-Reihe liefert das Sonett „Der erste Brief an R. M. R.“, eine „Erinnerung“ aus dem Jahr 1949.¹ Ein bemerkenswertes Gedicht, ein Gedicht voller Widersprüche: Sein Anfang, in einem ausgesprochen umgangssprachlichen Ton gehalten, geht sehr schnell über in Verse, die im lexikalischen wie im syntaktischen Bereich auf eine hohe, gelegentlich wohl auch überhöhte Stilebene zusteuern; auf schnoddrig-formulierte Sätze folgen artifizien-konstruierte Wendungen. Ellipsen, in welchen noch immer Erregung, ja höchste Aufregung zum Ausdruck kommt, stoßen ganz seltsam zusammen mit der gewählten, strengen Gedichtform, die alles andere als Aufregung, nämlich Übersicht kenntlich macht. Das Gedicht handelt allerdings auch von einem Widerspruch:

DER ERSTE BRIEF AN R. M. R.
(Eine Erinnerung)

Wie das nichts gleichschaut: halb vergilbter Bogen,
bekritzelt zart mit scheuer Kinderschrift,
als habe eine rasche Hand den Stift,
halb widerrufend, übers Blatt gezogen!

Kein schönes Blatt! Nur eines Schulhefts Seite,
schief zugeschnitten ins Kuvert geknickt,
die Marke achtlos schräg ins Eck gepickt –
ein Brief, schlecht ausgerüstet für die Weite!

Und doch ward nie mit heißem Zweifelshoffen
ein Gruß mit innigerem Traum begleitet
von Land zu Land, nach unbekanntem Ort:

¹ Alle Gedichte von Erika Mitterer werden zitiert nach der im Verlag Edition Doppelpunkt erschienenen Ausgabe Erika Mitterer: Das gesamte lyrische Werk (3 Bände). Hrsg. von Martin G. Petrowsky und Petra Sela, Wien 2001.

Jetzt kann er dort sein ... hat *ihn* angetroffen ...
ward weggelegt ... dann endlich ausgebreitet ...
Ach, flammt der Funken aus verschlacktem Wort?

Es thematisiert jenen Widerspruch, den die kognitive Linguistik mit der Unterscheidung zwischen propositionalen und mentalen Repräsentationen erläutert. Während propositionale Repräsentationen sich an einzelnen Wörtern oder Sätzen festhaken und somit ein ‚oberflächliches‘ Verstehen gewährleisten, sichern erst mentale Repräsentationen ein ‚tieferes‘ Verstehen, das adäquate Verstehen eines Textes: Um nichts anderes, nur um dieses Verständnis kämpft das Gedicht. Mag sein, dass „Der erste Brief“ tatsächlich „nichts gleich schaut“. Wichtig ist, noch in der Erinnerung an diesen Brief, für die Autorin allein, dass sein Sinn, „der Funken“, auch „aus verschlacktem Wort“ in Erscheinung tritt.

Insofern darf dieses Gedicht auch als Schlüsselgedicht für das gesamte lyrische Werk der Erika Mitterer gelten: Es hält fest, worauf es ihr ankommt, und deutet gleichzeitig an, was ihr weniger wichtig schon immer gewesen und auch später geblieben ist. Es stellt eine Maßstab auf, auch für die Leserinnen und Leser; wie aus einem ihrer Briefe an Oskar Maurus Fontana (einem Brief vom 31.3.1965) hervorgeht, hat sich Erika Mitterer immer Leserinnen und Leser gewünscht, „die das Werk eines Schriftstellers aus sich selbst heraus messen und beurteilen“ und also keinesfalls „fremde Maßstäbe anlegen“.²

Solche „fremde Maßstäbe“ indessen benutzt - zwangsläufig - die Literaturgeschichtsschreibung. Es kann gut sein, dass das lyrische Werk der Erika Mitterer nicht zuletzt deshalb nicht immer die ihm gebührende Aufmerksamkeit erfahren hat.

Denn es lässt sich schwer einordnen. Steht stets mitten in und doch meistens quer zu allen zeitgenössischen lyrischen Strömungen, vom Beginn der Moderne bis zur Postmoderne. Mitterer hat alle diese Strömungen, die gewöhnlich auf der einen Seite der blendenden Avantgarde, auf der anderen Seite der finsternen Reaktion zugerechnet werden, aus nächster Nähe mitverfolgt. In ihren eigenen Gedichten aber wahrt sie Distanz zu beiden Seiten.

Nichts nämlich ist dem lyrischen Ich ihrer Gedichte so fremd wie der Durst nach Zugehörigkeit, wo immer Zugehörigkeit nur um den Preis der Selbstverleugung zu

² E. M.: Brief an O. M. Fontana vom 31. 3. 1956. Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek.

erhalten wäre. Hartnäckig wehrt sie jede Form der Vereinnahmung, aber auch die vielfach herrschenden Prinzipien der Ausgrenzung ab.

Vereinnahmung:

In diesem Punkt hält sich Erika Mitterer schon sehr früh an eine Warnung, die ihr Hans Carossa, in einem Brief vom 28.4.1933, mit auf den Weg gibt: „Bei uns in Deutschland“, berichtet Carossa, „geht jetzt sehr viel vor: wir werden gereinigt, geläutert, gesiebt, desinfiziert, entmischt, ertüchtigt, aufgenordet, beinah hätte ich auch noch geschrieben: entfremdet.“ Und er fügt hinzu: „Keine guten Aussichten für die Dichter, die doch, ähnlich der Natur, ihr Bestes hervorbringen, wo es einigermaßen gemischt zugeht.“³ Weit entschiedener als der Briefschreiber selbst setzt Mitterer in den darauffolgenden Jahren, als Autorin, auf das Alleinsein.

In einem Brief an Ernst Lissauer, vom 26.5.1936, spricht sie ausdrücklich von ihrem „Bedürfnis nach Alleinsein“; auch wenn sie in Wien sei, ergänzt sie, sei ihr „zuzeiten die Einsamkeit [...] unumgänglich notwendig.“⁴ – Viel später, längst unter demokratischen Rahmenbedingungen, kommt ihr Argwohn jeder Gruppendynamik, in besonderem jeder Schriftstellervereinigung gegenüber in dem Gedicht „Schriftstellerkongress“ noch immer deutlich, überdeutlich zum Ausdruck:

SCHRIFTSTELLERKONGRESS

Einzelgänger
aller Sparten,
vereinigt euch!
Nur so
könnt ihr das Ziel
erreichen:
Mehr Geld! Mehr Ehr!

Werdet wie alle,
und dann
zeigt uns mit Stolz,
was ihr Besonderes seid:

Eingebildet
auf eure Gebrechen!
Verlegen,

³ Das Schreiben ist zitiert in dem Standardwerk zur Inneren Emigration von Heidrun Ehrke-Rotermund / Erwin Rotermund: Zwischenreiche und Gegenwelten. München 1999, S.227.

⁴ Auch dieses Schreiben befindet sich in der Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek.

ob sich etwa,
ganz im Verborgenen,
noch etwas fände,
das den verstaubten
Idealen der Vorväter
ähneln ...?

Enthüllt eure Wunden,
aber, gefälligst,
gemeinsam!
Denn was erreicht schon
ein einzelner Invalide?!
Betteln ist außerdem
schändlich.
Die Devise heißt:

Fordern!

Was denn?
Dasselbe,
wie alle:
ein sicheres Leben!
Butter aufs Brot.
Heizung ins Haus.
Gratis–Reisen
und Gratis–Ruhm!

Dann vielleicht,
liefern wir euch
Spannung, Nonsens, oder
Untergangsschauer,
prophetisch oder systemkonform.

Aber laßt uns den Glauben
an unser Vermögen,
Wahrheit zu erkennen! –
Wir hätten es ja.
Aber wir nützen es nicht,
sondern fragen:
was bringt's?

Mitterer bleibt, auch auf die Gefahr hin, übersehen zu werden, bei den Einzelgängen.
„Fehl am Platz / unter den Freunden, / unter den Gegnern, / den Alten, / den Kindern“
sieht sich denn auch das Ich in einem ihrer „Neuen Gedichte“ aus den achtziger Jahren⁵;
nicht ohne (selbstbewusst) hinzuzusetzen: „Ich halte an meinem Platz aus.“
Um diesem Platz ein Fundament zu geben, ihn zu befestigen, setzt sie sich schon früh
mit der Welt der antiken Literatur auseinander, auch mit der deutschen Klassik, vor

allem mit Goethe. Aber zugleich und keineswegs weniger leidenschaftlich beschäftigt sie sich mit der zeitgenössischen Literatur, vor allem mit Rilke.

Eine Zeitlang scheint es, als könnte sich Mitterer der Versuchung, im Rilke-Ton zu dichten, nicht mehr entziehen. Weil ihr jedoch der Zirkel der intertextuellen Kommunikation keineswegs genügt, und weil ihr nichts wesentlicher ist, als Momente ihrer persönlichen Lebenswelt in die Sprachwelt ihrer Gedichte einzubinden, so einzubinden, dass sie als unverwechselbare, als eigene Momente sichtbar werden, mischt sie früher als andere junge Autorinnen und Autoren, die in den zwanziger Jahren sich noch gerne an Rilke orientieren, höchst-kunstvoll-stilisierte und betont-unpräzise-hingeworfene Wörter und Wendungen in allen nur erdenklichen lyrischen Formen, um neue Wege des Schreibens zu erkunden.

Ausgrenzung:

Dass sie auf ihrem eigenwilligen Weg in eine extreme Außenseiterposition geraten könnte, nimmt Erika Mitterer in Kauf. Die Devise, „ein sicheres Leben“ zu fordern, die in dem Gedicht „Schriftstellerkongress“ desavouiert wird, ist schon in ihrem ersten Gedichtband, „Dank des Lebens“ (1930), Gegenstand harter Attacken; namentlich in dem Gedicht „Nicht ist weise“, das als Gegengedicht zu zwei Versen Stefan Georges konzipiert ist.

NICHT IST WEISE

*Nicht ist weise bis zur letzten Frist
zu genießen wo vergängnis ist.
(Stefan George)*

„Nicht ist weise bis zur letzten Frist
zu genießen wo Vergängnis ist.“
– Aber mutig ist es und Gott lieb,
wenn man steht, wo keine Brücke blieb!
Nicht ist's weise – aber wer sich fügt
in der Welten großen Kreislauf, lügt
nicht Verzicht, er gehe bis zum Ende
und berechne nicht die Glückeswende.

Weil Vergängnis ist, gilt kein Verzicht!
Trinke Sonne, bis das Auge bricht!
Hilft es dir, was weiser Mund gewußt?
Hör es an, doch tue, wie du mußt!

⁵ Das Gedicht „Fehl am Platz“ ist im Jahr 1981 entstanden.

Erika Mitterer hält es nicht mit George, sie hält es vielmehr mit Theodor Kramer. Und demnach schreibt sie, kaum hat sie im Rilke-Ton gedichtet, auch im Kramer-Ton, Gedichte für die, die ohne Stimme sind, Gedichte, die Ausgegrenzte in den Mittelpunkt rücken, vorzugsweise Figuren, die sich um die allgemeingeltenden Regeln und Ordnungen nicht mehr kümmern, weil auch die Welt sich für sie nicht mehr einsetzt. – Was Rudolf Borchardt schon in seiner „Rede über Hofmannsthal“ (1905/07) gegen die Kunst und Literatur der Moderne eingewandt hat, dass sie die chaotische Fragmentarisierung der Zeit bloß reproduziere, anstatt sich zugleich gegen sie zu stemmen, dass sie „am gleichmäßig Verblasenen sich behagt“ und „in sich gar nichts Überzeugendes und also nicht die Kraft hat, ein Gegensätzliches durch ihr bloßes Dasein stumm aufzuheben“⁶, das sieht Erika Mitterer aus der Perspektive ihrer ersten Erfahrungen als Fürsorgerin und Erzieherin ganz ähnlich, und das hält sie schließlich auch davon ab, die Wege der traditionellen Lyrik ganz zu verlassen. Gedichte wie „Dunkles Liebeslied“ oder „Nicht für immer“ sind nicht nur interessante Zeugnisse, die dokumentieren, wie sehr Mitterer vom Gestus der Kramer-Gedichte fasziniert ist, sie widerlegen auch zunächst einmal Kramers Verdikt, Mitterer sei eine Verfasserin „idealistischer Poesie“ (einen Vorwurf, der im übrigen beide und auch ihre Freundschaft nicht weiter gestört hat).

Vor allem das zuletzt erwähnte Gedicht ist weit mehr als ein kunstfertig angelegtes Rollengedicht. Denn das Ich dieses Gedichts, das sich durch nichts und durch niemanden aufhalten lässt, auch vor einer bereits zerstörten Brücke nicht stehen bliebe, wenn es dafür wenigstens einen unvergesslichen Augenblick noch auskosten könnte, dieses Ich, das ahnt, das bereits akzeptiert hat, dass es keine großen Aussichten mehr hat, ist, ein Ärgernis für die Welt, als reine Identifikationsfigur gezeichnet:

NICHT FÜR IMMER

Wenn ich, Fremder, wirklich dir gefalle,
stell dich heute abend bei mir ein.
Ich hab Pflichten, ich versäum sie alle –
denn es wird ja nicht für immer sein.

Sage deiner Frau, du gingst spazieren,
Kopfweg macht das Frühjahr, red ihr ein.

⁶ Rudolf Borchardt: Rede über Hofmannsthal. Hier zit. nach Gotthart Wunberg / Stephan Dietrich (Hg.): Die literarische Moderne. Dokumente zum Selbstverständnis der Literatur um die Jahrhundertwende. 2., verbesserte und kommentierte Aufl. Freiburg i. Br. 1998. (=Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae, Bd. 60), S.227-235; Zit. S. 232.

Fürchte nicht, du könntest sie verlieren –
denn es soll ja nicht für immer sein!

Nicht sehr lang wird uns der Lenz betören.
Aber für heut abend kauf ich Wein;
heute abend will ich dir gehören!
Und es muß ja nicht für immer sein ...

Gleichwohl, Kramer hat nicht ganz unrecht, wenn er mit Blick auf Mitterer-Gedichte von „idealistischer Poesie“ redet. Und es ist auch wenig verwunderlich, hat vielleicht noch immer mit Kramers Vorbehalten zu tun, dass die Literaturkritik auf die von Martin G. Petrowsky und Petra Sela besorgte Gesamtausgabe des lyrischen Werks in der Edition Doppelpunkt mit einiger Zurückhaltung reagiert.

Denn: da ist allzuviel zu entdecken, was auf den ersten Blick, um es vornehm zu sagen, leicht irritieren kann. Ich will das im folgenden hier nur andeuten und beschränke mich also darauf, zum einen einige Anmerkungen zum Gedicht „An Österreich“ vorzutragen, zum andern einen Vergleich der Robinson-Gedichte von Erika Mitterer und Sarah Kirsch anzustellen und zum dritten endlich, wenigstens kurz, auf die Poetik des Klartexts einzugehen, ehe ich, dann schon abschließend, versuchen werde, ein vorläufiges Resümee zu ziehen und dabei noch einmal auf den eingangs erwähnten „Funken aus verschlacktem Wort“ einzugehen.

Zum ersten: Gleich nach dem Krieg, in einer Phase, in der eine prononciert christliche Dichtung eine kurze Blütezeit erlebt hat, entsteht eine Reihe von Österreich-Gedichten, die explizit oder wenigstens implizit sich auf das Evangelium nach Lukas 6, 27-36 zurückbeziehen, auf das Kapitel „Von der Vergeltung und von der Liebe zu den Feinden“. Das berühmteste dieser Gedichte kennt in Österreich jedes Schulkind; es ist ein Gedicht der aus dem christlichen Kreis der Leo-Stube kommenden, mit Erika Mitterer freundschaftlich verbundenen, von den Nationalsozialisten wiederholt bedrohten und verfolgten Autorin Paula von Preradovic, die österreichische Bundeshymne. Auch Erika Mitterer nimmt in dieser Phase, und zwar ausdrücklich, auf das zitierte Lukas-Kapitel Bezug, in dem Gedicht „An Österreich 1945“: In 13 Reimpaaren, die vehement dafür plädieren, das österreichische Gewissen zu erforschen, Schuld einzugestehen und – zu verzeihen. Das Gedicht beginnt mit den folgenden Strophen:

O hör die Stimme, welche warnend spricht:
Mit Bösem tilgest du das Böse nicht!

Wer Qual verhängt, wird nicht von Qual befreit.
Gesundet, bist du gegen Haß gefeit.

Es sterbe jeder, der einst Tod verhängte?
Den willst du schlagen, welcher dich bedrängte?

Der soll verhungern, der den Krieg begrüßte,
und keiner sei willkommen, eh er büßte – ?

Bevor du richtest, forsche in Geduld:
Wie viele unter uns sind ohne Schuld?

Und fühlst du dich im Recht und weißt dich rein:
Zerreiße, Shylock, dennoch deinen Schein!

Erweckte jemals Zorn vergoßnes Blut?
Unnütze Härte macht selbst Feigen Mut!

Drum wag's noch einmal, ob man drum dich schmäh,
und ernte Liebe, wo sie Haß gesät ...

Erika Mitterer, eine der wichtigsten Repräsentantinnen der „Inneren Emigration“, das ist hier, angesichts etlicher haltloser Vorwürfe gerade in jüngster Zeit, zu unterstreichen, wendet sich in diesem Gedicht wohl energisch und unmissverständlich ab von jener koalitionsären Tradition, in der sich Gedichte wie Gertrud Fusseneggers „Stimme der Heimat“ einen Platz erobert haben. Aber, indem dieses Gedicht eine neue „wir“-Konfiguration vorstellt, eine Konfiguration, die in erster Linie durch das Wort „von der Liebe zu den Feinden“ geprägt wird, gerät es andererseits umgehend in den Kontext einer eben in dieser Phase neu sich bildenden Koalition, in der allzu schnell die Verfolger wie die Verfolgten der NS-Zeit, von den Mitläufern gar nicht zu reden, unter dem Vorzeichen des christlichen Gebots der Feindesliebe in ein einziges Kollektiv eingebunden werden.

Zum zweiten: Ähnlich irritierend wie dieses Österreich-Gedicht wirkt, in der Rückschau, das Robinson-Gedicht, das Erika Mitterer gut zehn Jahre später, 1957 geschrieben hat. Ein Erzählgedicht, in einer Zeit, in der diesem Genre schon „ein literarischer Totenschein“ ausgestellt worden ist (so Heinz Piontek), ein Gedicht überdies, in dessen Subtext nicht nur Lebensbejahung, vielmehr eine beinahe grenzenlose Zuversicht, die Zukunft werde eine schönere neue Welt bringen, zum Vorschein tritt.

ROBINSON

Wie war er satt des Umgangs mit den Tieren!
Er neidete der Woge,
die gischtend sich überstürzte,
ihr unbewußtes Gebrüll.
Ekel erfaßt' ihn, sooft
ein Gefühl ihn versuchte zu schreien,
und sei es in Schmerzen: er deckte
das Au! des Verletzten zu, prasselte
gellendes Lachen darüber. Denn dies auch
war Ansatz zum Wort, war verpöntes
Selbstspiel des Geistes.

Wie klingen die Sterne, die einsamen,
dennoch im eisigen,
luftleeren Weltraum! Wie knattert
fröhlich das herzlose Segel!
Wir nur
brauchen den Zweiten.

Da kam ihm
Freitag entgegen. Da hob er
grüßend die Hand. O wie quollen
Worte hervor, brodelnd am freudigen
Feuer des Schreckens!
Nicht verstand sie der andere, aber
stammelte Antwort, und beide,
menschengeborene,
fühlten das Nämliche:
Rettung der Seele!

Fremd, befremdlich muss dieses Gedicht wirken, stellt man es neben ein jüngeres
Robinson-Gedicht, aus dem alle Zuversicht längst geschwunden ist. Das folgende
Gedicht stammt aus dem Band „Ich Crusoe“ (1995) von Sarah Kirsch.

CRUSOE

Es gibt ihn den
Charme hier der
Einsamkeit etwas
Wovon niemand mehr
Weiß der die Schreiberin
Aufs höchste ermutigt wenn die
Abnehmende Welt immer
Schneller versinkt deren
Verdienst es ist das
Grün zu verspotten.

Mein grün Gefängnis es schenkt
Außerordentlich Freude die
Füchsin fürchtete mich nicht
Vögel lachen wenn ich Crusoe
Meine eigenen Felder bestelle.
Oder die Eichen
Mit ihren Früchten mich wecken.

Indem die Versgrenzen einerseits scharf gezogen und andererseits durch die Syntax ignoriert werden, entsteht hier ein Sog, in dem die unterschiedlichsten Erfahrungen, Ermutigung wie Enttäuschung, durcheinandergewirbelt werden. Kaum setzt sich der Eindruck fest, das Ich, offenbar zugleich mit Crusoe und der Schreiberin identisch, hätte ein geschütztes Areal gefunden, eine einsame Insel, von keinem sonst erreichbar, tritt schon die eben abgedrängte Welt in Erscheinung, eine Welt, die ihrem Untergang entgegentaumelt. Sie ist nicht mehr auszublenden, auch wenn das Ich sich seinen autonomen Raum bewahren kann; der ist ein „Gefängnis“. Anders als in der Robinsonadenliteratur des 18. Jahrhunderts, in der nach Serien von Glücks- und mehr noch Unglücksfällen am Ende Ruhe und Frieden dominieren, also ein Ausblick geboten wird auf eine schönere neue Welt, wird in diesem Gedicht, trotz aller Lebensbejahung, die es ausdrückt, am Schluss Fortschrittsgläubigkeit nicht mehr vermittelt. Die Früchte der Eichen, schon in der Antike, obwohl eine karge Nahrung, als Zaubermittel einer goldenen Zeit betrachtet, traditionell Bilder der Frische und Gesundheit, haben nur mehr eine einzige Funktion: das Ich, Crusoe zu „wecken“, aus den Träumen zurückzuholen in die Wirklichkeit.

Ganz anders dagegen das Robinson-Gedicht von Erika Mitterer: Dort gibt es noch zahlreiche Knoten, die es mit der alten Robinsonadenliteratur fest verknüpfen. Dort wird die Robinson-Geschichte nach wie vor als Beispielgeschichte verhandelt, wird sie zu einer Geschichte, die zeigt, dass die Voraussetzungen, ein menschenwürdiges Leben zu führen, auch nach zwei Weltkriegen und allen Modernisierungerschütterungen zum Trotz, noch immer gegeben wären. Dort ist, in der Mittelstrophe, die das Erzählte auf die Gegenwart des Ich zu beziehen versucht, noch immer von einem „wir“, von einem Kollektivsubjekt die Rede, in welchem das Ich sich aufgehoben fühlen und also seine Träume völlig unbeschwert weiterträumen kann.

Zum dritten: Erika Mitterer hat sich schon in den fünfziger Jahren vehement gegen eine Kritik zur Wehr gesetzt, die aus jedem Gedicht um jeden Preis eine „Weltanschauung“

destilliert. Andererseits ist es augenscheinlich, dass sie, vor allem auch nach ihrer Konversion zum Katholizismus, sich häufig religiöser Themen annimmt und gerade diese Gedichte nicht selten deutlich abschließt mit Sentenzen. Sie verbirgt nicht ihre Art, die Welt anzuschauen, im Gegenteil: sie legt sich mehr und mehr fest auf eine Poetik des Klartexts.

Ein Gedicht wie das folgende, „Dilemma“, es stammt aus dem Jahr 1975, bedarf allenfalls eines Kommentars, für Leserinnen und Leser, die mit der österreichischen Zeitgeschichte ganz und gar nicht vertraut sind, aber es bedarf darüber hinaus keiner Interpretation mehr:

DILEMMA

Die meisten Christen stehen links,
dachte der Kardinal.
Ich muß mich schleunigst zu ihnen begeben ...

Oder bleibe ich besser
stehn, wo ich bin,
äquidistant – ?

Jedes Ding hat zwei Seiten.
Die Frage ist nur:
welche ist vorn?

Im Zweifelsfalle
immer auf Seiten der Stärkeren,
Eminenz!

Derartige, auf die „Trope des Klartexts“⁷ verpflichtete Gedichte sind in den siebziger Jahren nichts Ungewöhnliches, in allen weltanschaulichen Lagern. Später, spätestens in den neunziger Jahren aber geraten sie, in ein Literatursystem, dass sich unterdessen grundlegend gewandelt hat, ganz außer Kurs.

Ein diesbezüglich spektakuläres Zeichen setzt Robert Schindel 1993, in einer Rede, in Wien, in der er ausdrücklich sich weigert, zur Trope des Klartexts in der Lyrik Erich Frieds, zu dieser Lyrik „in ihrer Gesamtheit gesehen“, sich öffentlich zu äußern.⁸ Die Rede aber, in der Schindel derart deutlich sich bemüht, auf Distanz zu gehen zum Werk

⁷ Vgl. Nikolaus Wegmann: Engagierte Literatur? Zur Poetik des Klartexts. In: Jürgen Fohrmann und Harro Müller (Hrsg.): Systemtheorie der Literatur. München 1996, S.345-365.

⁸ Diese Erich Fried-Preisrede ist abgedruckt in Robert Schindel: Gott schützt uns vor den guten Menschen. Jüdisches Gedächtnis – Auskunftsbüro der Angst. Frankfurt a. M. 1995. Zit. S.138.

von Erich Fried, ist nicht irgendeine, sondern seine Rede anlässlich der Entgegennahme des Erich Fried-Preises.

Das Literatursystem mag sich umgestalten, wie und in welche Richtung auch immer. Erika Mitterer bekümmert das wenig, sie riskiert es, auf jener Position zu insistieren, die sie in dem Gedicht „Schriftstellerkongress“ ein für alle mal festgelegt hat. Und sie schreibt weiter Gedichte, die, alles andere als dunkel oder oszillierend, vielmehr als Zeugnisse einer unbestechlichen Opposition bestehen wollen: Gedichte über Gedichte, die eine bedenkenlos so genannte christliche Politik mit Bibel-Zitaten konfrontieren. Gedichte über Gedichte, die unverhohlenen linke Parteiungen bloßstellen und nicht weniger eindeutig jede Umarmung durch rechte Parteiungen resolut abschütteln. Diese Gedichte, die vielfach so sehr irritieren, sind nur aus den jeweiligen Entstehungszusammenhängen heraus, als Beiträge zu laufenden Gesprächen angemessen zu verstehen (weshalb es, nebenbei, sehr zu begrüßen ist, dass sie in der neuen Gesamtausgabe datiert sind). Es sind vielfach Warngedichte. Allerdings, und das ist hier abschließend herauszustellen, nie geschrieben aus der Optik des bedächtigen Daedalus. Denn Erika Mitterer hat sich immer auf die Seite des Ikarus geschlagen; und das macht, dass sie, ‚pendelnd‘ zwischen Rilke und Kramer, im Dialog wie im Streit mit der Moderne, ihren eigenen, den Erika Mitterer-Ton nie verraten hat.

WARNUNGEN

„Tu dir nur weh!“
sagte man dem Kind,
das zu hoch kletterte,
zu weit sprang.

Es ließ davon ab,
Tränen der Wut in den Augen.

„Das kann nur schlecht ausgehn!“
les ich, gealtert,
in den Mienen der Freunde.
Gewiß!
Alles, was überhaupt Wert hat im Leben,
könnte schlecht ausgehn, und meistens
geht es schlecht aus.
Und hat sich dennoch gelohnt.

Was ohne Gefahr ist,
ödet mich an!

Die Warnungen der Gefolgschaft des Daedalus, die Warnungen der Erfahrenen, die Warnungen der Weggefährten, sie können in einem lyrischen Ich, dem nicht bloß darum zu tun ist, dass alles was gleichschaut, nur heftigen Widerspruch provozieren, sofern sie es überhaupt berühren. Dieses Ich, das Ich in den Gedichten von Erika Mitterer weist immer wieder sämtliche Angebote zu seiner ‚Rettung‘ zurück; es sträubt sich dagegen, sich einschließen zu lassen, es sträubt sich auch dagegen, sich selbst einzuschließen, es hält sich stattdessen unentwegt auf seiner Bahn, obgleich es, versteht sich, die Schluss-Sequenz des Ikarus-Mythos sehr wohl kennt.

© Johann Holzner, Institut für Germanistik, Universität Innsbruck